

Unsere Missionsstation „St. Joseph“.

Kranken in den nächsten Busch, wo er Tag und Nacht von seinem Weibe bewacht wurde. (Im Krankheitsalle der Frau übernahm den gleichen Liebesdienst der Mann.) Die Treubesorgte machte Feuer an im Busch und begoß den halbgerösteten Mann fleißig mit kaltem Wasser. Wasser und Feuer sind bekanntermaßen zwei kräftige Elemente und müssen mächtig zur Wiedergesundung des Kranken beitragen; darum durfte das Feuer nie ausgehen und mußte der Dulder sich regelmäßig von einer Viertelstunde zur andern der Feuer- und Wasserfur unterziehen.

Hatte er endlich ausgelitten und ausgestritten, so lief das Weib in der kommenden Nacht ihrer Hütte zu und stellte sie in Brand. War das geschehen, so kehrte sie zu ihrem toten Mann und dem noch immer brennenden Feuerchen zurück. Nach Ablauf eines Monats warf sie ihre alten Kleider weg, zerkratzte sich den ganzen Leib und rieb eine scharfe Medizin in die Wunden hinein. Dann flocht sie sich Schürzen aus Binsen und Schilf, kehrte zu den übrigen Kraalinassen zurück und bat um den Gebrauch des Herdfeuers, d. h. um die Erlaubnis, hier wieder wohnen zu dürfen. Das wurde ihr zugestanden. Doch zuvor mußte sie sich einer Kür unterziehen. Man gab ihr nämlich eine mit Medizin vermischt Milch zu trinken; auch mußte sie sich damit den Mund ausspülen. Die Kuh aber, von der diese Milch kam, galt fortan als heilig.

Verlor ein Mann sein Weib durch den Tod, so hatte er sich derselben Prozedur zu unterwerfen; doch dauerte bei ihm die legale Trauer nur zwei Wochen. Er nahm dann Haare vom Schweife eines Ochsen und band sich dieselben um den Hals; das schützte ihn gegen jeglichen bösen Einfluß seitens der Toten.

Bei den Bechuanas mußte die Frau beim Tode ihres Mannes außerhalb ihres Kraales Wohnung nehmen und etwas von einer Milch genießen, die von sämtlichen Kühen im Kraale genommen und in einem Gefäße zusammen gemischt worden war. Tag für Tag mußte sie etwas von dieser Milch sieden und mit ihrem Essen vermischen; den ganzen Leib aber mußte sie sich mit einer umuti (Medizin) und mit Kuhdung beschmieren. Unterließ ein Weib diese Dinge, so war ein rasches Hinterher sämtlicher Kühe und Ochsen im ganzen Kraale die sichere Folge. —

Bis etwa um 1684 unserer Zeitrechnung wurden beim Tode eines Häuptlings all dessen Weiber verbrannt. Don Santos, der darüber berichtet, fügt bei, sämtliche Weiber hätten für diesen Fall immer ein scharf wirkendes Gift in Bereitschaft gehabt. Am Tage nach dem Hinterher eines Mannes durfte keines der Kraalinassen auf dem Felde arbeiten.

Zu Tschakas Zeiten wurde im Falle der Erkrankung eines Mannes vor dessen Hütte ein Rohr in den Boden gesteckt und niemand durfte ohne spezielle Erlaubnis die Hütte betreten. Die Begräbnisfeierlichkeiten eines Häuptlings waren immer sehr umständlicher Art. Das Volk versammelte sich in hellen Haufen vor dem Königskraal, und in dem Augenblick, da der Leichnam durch eine Öffnung der Hüttenwand geschoben wurde, begrüßte ihn alles mit dem Ruf: „Lebe wohl, o König! Lebe wohl!“ — Gardener erzählt, daß die Begräbnisse in der Regel erst nach Sonnenuntergang vorgenommen wurden, allein dieser Gebrauch ist meist außer Uebung gekommen.

In gewissen Gegenden war es früher auch Sitte, daß nach dem Tode eines Insassen sämtliche Bewohner des Kraals sich neun Tage hintereinander versammelten.

Dabei wurde eine Hacke oder ein Spaten rot glühend gemacht und in einen vollen Bierkopf getaucht. Von diesem Bier mußte dann jeder Kraalinasse trinken; das schützte ihn gegen böse Ansteckung. In der Regel nahmen auch die Doktoren noch eine eigene Reinigungszeremonie vor, wobei sie in den Leib der Betreffenden Einschnitte machten und dann umuti in die Wunden rieben.

Auch das Tragen eigener Trauerkleider war bei den Schwarzen nicht ganz unbekannt; am Samstag d. B. banden sie sich einen Streifen schwarzen Stoffes um den Kopf; in früherer Zeit war das auch im Zuland gebräuchlich. Bei den jüdlicheren Stämmen vernachlässigten die Leidtragenden alle Pflege des Haars und die Reichslas (gereiste, mit Kopfschmuck versehene Männer) unterließen es, ihren Kopftring zu putzen. An Stelle metallener Schmuckgegenstände trug man solche aus Gras.

Unsere Missionsstation „St. Joseph“.

Vom Hochw. P. Manuet Poll, R. M. M.

Eines der jüngsten Kinder Mariannhills, ist das im Jahre 1908 in der Nähe von Ladysmith gegründete „St. Joseph.“ Es steht noch sozusagen ganz in den Kinderschuhen und bedarf einem unmündigen Kinde gleich Hilfe von allen Seiten. Ein Kind ist aufrichtig, Verstellung ist ihm fremd; es spricht vielmehr gerade, wie es denkt. Mögen daher die geehrten Leser in Geduld vernehmen, was ihnen der kleine „Joseph“ alles zu erzählen weiß.

Jede Sache hat ihre Licht- und Schattenseiten, und will man nicht ungerecht sein, so muß man beide im Be tracht ziehen. Dieser Grundsatz gilt für unser Missions werk im großen und ganzen, gilt aber auch für jede einzelne Station. Man darf nicht einseitig bloß das Gute oder Böse hervorkehren, sondern muß wie ein ehrlicher Geschichtsschreiber beides erwähnen, ohne die Sache nach irgend einer Seite hin zu übertreiben. Wahrheitsliebe und Objektivität war stets mein Grundsatz, er soll mich auch beim heutigen Berichte leiten.

Fassen wir nun zunächst die *V i c t o r i a* unserer Mission ins Auge. Da muß ich vor allem die Größe des Missionsfeldes rühmen. Ich kann meinen Wirkungskreis über ein Areal von 300 englischen Quadratmeilen ausdehnen; 5 bis 6 eifrige Missionäre hätten hier Arbeit genug und dieselbe würde sich mit wachsender Zahl der Christen und Katechumenen noch beständig vermehren. Nun aber bin ich der einzige katholische Priester weit und breit. In der Tageschule, die wir etwa eine Stunde von hier eröffnet haben, wohnt zwar ein schwarzer Schullehrer, allein in der eigentlichen Mission kann er mir nur wenig helfen. Einen Katecheten habe ich gegenwärtig nicht. Natürlich kann ich als alleinstehender Mann die Arbeit bei weitem nicht bewältigen. Ich tue eben, was ich kann und überlasse das übrige der göttlichen Vorsehung und den nachdrückenden Missionären.

Lokationen (für Schwarze reservierte Gebiete) sind fast keine hier, der Distrikt besteht vielmehr ganz aus Farmen, deren Besitzer teils Engländer und Buren, zum Teil aber auch Kaffer sind. Es haben sich nämlich an verschiedenen Orten ein Anzahl Schwarzer zu einem sogenannten „Syndikat“ zusammengetan und gemeinsam ein bedeutendes Stück Land gekauft, sei es von der Regierung, sei es von einem Privatmann. Einigen ist dieser Kauf gelungen, andere aber haben dabei kolossale Verluste erlitten und hinterher Geld und

Land verloren. Gewöhnlich wird nämlich den Käufern das Land auf Ratenzahlung überlassen. Versäumt er den Termin, oder ist er wegen Armut außer Stande, den fälligen Betrag zu zahlen, so fällt das Land an den alten Eigentümer wieder zurück, ohne daß dieser verpflichtet wäre, die bereits abbezahlte Summe an die Käufer herauszugeben. So verlor kürzlich ein Syndikat eine Farm von 8000 Hektar und über 5000 Pfund Sterling oder 100 000 Mark. Das Traurigste dabei ist, daß der Unschuldige mit dem Schuldigen büßen muß; denn in jedem Syndikat gibt es auch träge und verschwenderische Mitglieder, die ganz zahlungsunfähig werden, sodaß öfters auch die Fleißigen und Sparvamen die fürs Ganze treffende Summe nicht mehr erschwingen können und dann mit den übrigen der Not und dem Elend anheimfallen.

hunmyeli oder Prädikanten teilen an die Schwarzen „amatikete“, das heißt kleine Bettelchen mit frommen Bibelsprüchen aus. So ein Bettel kostet zwei Mark, wird aber von den abergläubischen Leuten massenhaft gekauft, denn sie sehen darin ein Billet fürs Paradies. „Wer kein solches „tikete“ hat,“ sagen die Prädikanten, „kann nicht über den Jordan ins gelobte Land, das heißt in den Himmel kommen.“ Wer daher einen Glauben hat, kauft den kostbaren Bettel und bewahrt ihn mit großer Sorgfalt auf.

Kürzlich ist bei den Wesleyanern eine Art „weiblichen Ordens“ aufgetaucht. Die Mitglieder nennen sich abafazi besili, Klageweiber. Sie haben eine originelle Ordenstracht, nämlich einen schwarzen Rock, eine lange, rote Jacke, eine große, weiße Haube und rote Strümpfe. Diese Weiber nun kamen eines Tages in großer Zahl.



Bei Tisch.

Diese Syndikate sind meist stark bevölkert. So wohnen z. B. zwischen hier und Ratschiz auf einer solchen Kaffernfarm sicherlich gegen 5000 Seelen. Auch auf den Farmen der Weißen, namentlich in der Gegend von Ladysmith, gibt es viele schwarze Ansiedler. Auf unserer eigenen Farm sind gegenwärtig noch verhältnismäßig wenig, weil der frühere Besitzer die Schwarzen nicht leiden möchte und daher viele von ihnen vom Platze trieb.

Was die religiösen Verhältnisse betrifft, so habe ich schon in einem früheren Artikel (Siehe Septemberheft 1910) angedeutet, daß ich unter den heiligen schwarzen Protestanten den krausesten Aberglauben angetroffen habe, der ihnen von ihren Käthechen und Predigern beigebracht worden war. Ich will hiermit keinen Stein auf alle diese Schwarzen Prädikanten werfen, denn sicherlich gibt es auch unter ihnen gute, ehrenwerte Leute, allein, was ich hier fand, ist immerhin auffallend genug. So fragt ich jüngst eine Protestantin, wer unser Erlöser sei. Sie antwortete allen Ernstes: „Umfokeli“, das heißt der benachbarte protestantische Missionär, der sich für seine Predigten gut bezahlen läßt. Viele dieser abas-

zusammen; es waren ihrer wohl 300, selbst vom Zululand und aus den Drakensbergen waren sie gekommen. Eine von ihnen trug eine weiß-rote Fahne voraus, die übrigen folgten im Gänsemarsch hinterher. So „wallfahrteten“ sie von Besters Station nach Dreifontaine, wo sie eine große Versammlung hielten. Zum nicht geringen Verdrüsse ihrer Männer zogen sie auf diese Weise Haus und Kinder im Stiche lassend, im Lande umher.

Auf die Frage, was denn der sonderbare Aufzug bedeuten solle, sagte mir eines der Klageweiber, eine schwarze Frau sei gestorben und wieder von den Toten auferstanden. Diese habe ihnen vom Himmel her dieses Geist mitgebracht. — Ich wünschte nur, die Schwarzen würden die Wahrheiten unserer heiligen Religion ebenso leicht und standhaft glauben, wie diese Almosenmärchen, doch leider sind gerade diese Weiber so fanatisch und so eingebildet auf ihr vermeintliches religiöses Wissen, daß es unmöglich ist, sie eines Besseren zu belehren.

Im allgemeinen haben die Protestanten, die ich hier traf, keine Idee vom Ursprunge des Protestantismus; wenn man sie darüber aufzuklären sucht, sind sie nicht wenig darüber erstaunt, daß sie von ihren schwarzen

Bräakanten in solch' kläglicher Unwissenheit gelassen wurden. Manche von ihnen fühlen sich sofort zur katholischen Kirche hingezogen, und sicher würden sie massenhaft zu uns übertraten, wenn wir die nötige Zahl von Kapellen, Schulen, Priestern und Katecheten hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Der große Keifluß.

Von Hochw. P. Albert Schweiger, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Da unser Missionsgebiet sehr ausgedehnt ist, müssen wir unsere Exkursionen zu Pferd machen. Demnach sind wir genötigt, jedesmal auch das Pferd durch den großen Keifluß zu schaffen, denn Pferde und Stallungen befinden sich drüben auf der Zentralmission Keilands. Ist der Fluß nicht allzu tief, so heißt es einfach mit dem Pferd frisch und mutig hindurchreiten. Daß dabei die Schuhe gehörig Wasser schöpfen, und der weiße Habit in dem schmutzig-gelben Wasser eine bedenkliche Farbe annimmt, wird nicht weiter in Betracht gezogen; den einen Ueberstand behebt in der Regel die afrikanische Sonne, die nasse Strümpfchen schnell zu trocknen weiß, den anderen unsere fleißigen Missionsschwestern, die in ihrer trefflichen Waschföhre dem arg zugerichteten Habit immer wieder ein anständiges Aussehen zu geben wissen.

Ist ein Durchreiten nicht möglich, so setzt der Missionär im Boote über, das Pferd aber wird von Kaffern über den Fluß getrieben. Wohl kommt's auch vor, daß das Pferd sich bäumt und sträubt und auf keine Weise über den Fluß gebracht werden kann, gut, dann muß man eben zu Fuß gehen oder einfach wieder umkehren, falls die Tour eine allzu große sein sollte.

Zuweilen ist der Wasserstand ein derart hoher, daß man auf keine Weise über den Fluß kann, weder zu Pferde, noch mit dem Boot; da bleibt dann nichts anderes übrig, als in Geduld eine bessere Zeit abwarten.

Da wir drüben im Transkei mehrere Schulen und Außenstationen haben, müssen wir verschiedene Sachen von Keilands dort hinüberschaffen, oder auch umgekehrt von der Schule und Katechetenstelle nach der Mutterstation. Doch immer geht es dabei über den großen Fluß. Das einfachste Mittel wäre ein großer, schwerer Ochsenwagen, wie sie hier in der Kapkolonie noch immer gang und gäbe sind. Allein der Weg ist derart schlecht und führt über so viele und hohe Steinblöcke, daß ein Fahren kaum noch möglich ist. Die Regierung versuchte es einmal, den Weg etwas auszubessern; man mußte aber wieder Abstand davon nehmen.

Wir sehen uns daher genötigt, alle Sachen durch Kaffern hinübertragen zu lassen. Manchmal schlagen wir auch folgenden Modus ein: Wir nehmen in Transkei einen Wagen nebst Ochsengespann zu leihen, was jedoch immer mit bedeutenden Unkosten verbunden ist, und fahren damit, so gut und schlecht es eben geht, bis zum Fluß. Hier wird Halt gemacht und der Wagen entleert. Drüben am anderen Ufer wartet unser eigenes Ochsenfährboot; die Kaffern tragen unsere Sachen auf dem Kopf über den Fluß, laden sie drüben wieder auf und schaffen sie so nach der Missionsstation.

Doch wozu diese Umständlichkeit? Antwort: Wegen der sogenannten Beckenpest. Der große Keifluß ist nämlich, seit dem in Natal und den angrenzenden Gebieten die Beckenpest oder das Ostküstenfieber unter dem Viehstaad so schrecklich ausgeräumt hat, polizeilich gesperrt. Auf unserer eigenen Farm sind z. B. acht Polizisten, vier

weiße und vier schwarze, die Tag und Nacht mit peinlichster Sorgfalt darüber wachen müssen, daß kein Kind von einem Ufer des Flußes ans andere kommt. Weder darf eines von Transkei zu uns herüber, noch umgekehrt eines der unserigen nach dort. Sollte es aber dennoch geschehen, so kann der Eigentümer des Viehs bis zu 50 Pfund Sterling oder 1000 Mark bestraft werden, selbst wenn gar keine persönliche Schuld vorliegt.

Nun bereitet uns diese polizeiliche Maßregel nicht geringen Trubel. Das hiesige Vieh ist nämlich gewohnt, bei niedrigem Wasserstand oft über den Fluß zu gehen. Die Tiere haben hier ihre Tränke, finden im Wasser wohlstuhende Kühlung und schreiten und schwimmen nur allzugeuerne hinüber auf die von der anderen Seite wissenden Weidegründe. Früher hatte das wenig zu sagen; anders jetzt, da die exorbitante Strafe darausfliegt. Bis jetzt sind uns selbst schon zwei dieser unangenehmen Fälle passiert.

In einem Sonntag nämlich, da alles Volk beim Gottesdienst in der Kirche versammelt war, überschritt einer unserer Ochsen ganz gesetzwidrig den Fluß. Die Folgen zeigten sich bald. Der Fall wurde von einem Sergeant zu Protokoll genommen und beim Magistrate in Bolo zur Anzeige gebracht. P. Superior wurde zur Verantwortung vor Gericht geladen. Es war für ihn kein Vergnügen, auf den rauhen Wegen den achtstündigenritt zu machen. Doch lief an Ort und Stelle die Sache noch verhältnismäßig günstig ab. Die Herren bei Gericht konnten nämlich über Sinn und Bedeutung eines bestimmten Gesetzesparagraphen selbst nicht einig werden, und somit wurde unser P. Superior mit dem Bedenken entlassen, nach vier Wochen wieder zu kommen. Was dann geschehen wird, wissen wir zur Stunde noch nicht, doch wurde uns von vertrauter Seite eine Andeutung gemacht, man wolle für diesesmal noch Milde walten lassen.

Beim zweiten Fall verhielt sich die Sache so: Während der Nacht verließ eine Kuh den gut umzäunten Viehtraal, d. h. sie sprang einfach über die Umzäunung hinüber und eilte dem zwei englische Meilen davon entfernten Fluß zu. Sie ging sofort ins Wasser; ob sie jedoch bis zum jenseitigen Ufer vordrang, konnte nicht festgestellt werden. Ein schwarzer Polizist ergriff sie auf frischer Tat, und brachte sie durch einen kräftigen Pfiff wieder an's Ufer zurück. Er trieb sie mitten in der Nacht hieher zur Missionsstation und schlug Alarm; da er jedoch nicht sicher bezeugen konnte, ob die Kuh das jenseitige Ufer erreicht habe oder nicht — er hatte sie bloß im Wasser plätschern hören — enthielt er sich der Anzeige. Noch mehr: er erklärte, sein Amt niederlegen zu wollen, weil er es nicht über's Herz bringen könne, unsere Leute unglücklich zu machen und um all ihr Hab und Gut zu bringen.

Das ist nun alles schön und gut, doch geholfen ist uns damit noch lange nicht. Seine Stelle wird einfach ein anderer Polizist einnehmen, und es bleibt sehr fraglich, ob dieser ebenso generös handeln wird, wie sein Vorgänger. Ferner, die Gefahr bleibt, wenigstens solange der Wasserstand des Keiflusses kein allzu hoher ist. Jeden Augenblick kann sich da der Fall ereignen, daß ein Kind den Fluß überschreitet. Denn alles Vieh weidet hier im Freien; nur nachts wird es in die primitiven Ställe getrieben. Wohl ist ein Hirte dabei, allein wären es ihrer auch zwei und drei, so bietet das noch keine sichere Garantie, daß nicht gewisse gehörnte „Bagabunden“ heimlich die Herde verlassen und der gestrengen Polizei zum Hohn und unserem Geldbeutel zum Schaden den